junge Mäusenachwuchs nicht einmal eine Ahnung vom alten Erbfeinde hatte.

Eines Nachts — Mond schien in den engen hohen Hof, es war Mai, und in einem entfernten Garten sang hold eine Nachtigall — empfand die Königin des Mäusevolks Lust, ein wenig zu promenieren. Und sie machte sich mit einigen Hofdamen und den jüngsten Prinzessinnen auf, etwas Lenzluft zu atmen. Selbst der Hof war erfüllt mit dem süßen Geruch des Maimonats, der zur besonderen Beglückung der Promenierenden aber durchzogen war von allerlei kräftigen Essensgerüchen, die aus offenen Küchenfenstern quollen.

Da erschallt plötzlich ein klägliches Wimmern und Weinen, und nach dem ersten Schreck sich vorwagend, entdeckte die Königin in einem Treppenwinkel ein ganz junges, ausgesetztes Kätzchen, das nach Milch und Mutter und Geschwistern schrie. Die beherzte hohe Frau trat heran und liebkoste das hilflose Geschöpf, das in seiner zarten Jugend ebenso lieblich wie gefahrlos war, und überredete die zagende Begleitung, das arme Kätzchen mitzunehmen und am Leben zu erhalten. Die kleinen Prinzessinnen piepten begeistert, und so zog, schleppte und wälzte man die lebendige kleine Wollkugel in den heimischen Keller.

Panisches Entsetzen brach über das Mäusevolk, aber die gute Königin, die Stammutter des ganzen Geschlechts, sprach weise Worte von Nächstenliebe, Mäusepflicht gegenüber dem Schwachen; sie verkündete, daß diese Katze, von ihnen groß gezogen und in ihrem Geiste gebildet, hinausziehen und Frieden zwischen Katze und Maus verkünden könnte; daß ihnen in ihr die Prophetin ihres Daseinsrechtes und Kulturfaktors erstehen und eine Predigerin ewiger Verbrüderung erwachsen würde. Und sie erreichte, daß wirklich das gesamte Mäusevolk liebevoll um das Kätzchen sich bemühte und seine Wohlfahrt fast im Uebermaß förderte. Man schleppte ihr Speck und Sprotten herbei, Kuchen und Büchsen mit gedickter süßer Milch, deren Deckel man aufnagte, daß der köstlichste Rahm sanft in des Kätzchens rosiges Mäulchen floß. Man lehrte sie alle tiefgründige Weisheit des wunderbaren Mäusegehirns und stellte das Unwesen Mensch ins gehörige Licht. Und Freundschaft, Liebe und Vertrauen waren so grenzenlos, daß zum Beispiel die Königin mit ihren jeweiligen Neugeborenen immer zwischen den Beinen des Kätzchens zu schlafen pflegte, gedrückt an die sammetweiche Brust, in der das Herz gelassen und aufrichtig klopfte. Die Krallen waren eine noch nie sichtbar gewordene Waffe, und in den grünen Augen des schwarzen Tieres glomm kein Funken Bosheit oder Tücke. Von Blutdurst nicht zu reden.

Aber allmählich war aus dem Kätzchen eine große Katze geworden, das Kellerloch wurde ihrem schweifenden Wesen zu eng, und da hielt die Königin es für an der Zeit, sie in die Welt zu entlassen. Ihre Erziehung war nach weisen Plänen und Methoden vollendet, Liebe zu den Mäusen, eng verpflichtende Freundschaft und Dankbarkeit war ihr ins Herz gepflanzt; nun konnte sie hinausziehen in die gemeine Welt und als Apostel für die Mäuse werben. Und in einer stillen Abendstunde, als die Herbststerne durchbrachen und funkelten und die Wasserlachen im Hofe zauberisch glitzerten, entließ die Königin, vom großen Staat umgeben, ihr Pflegekind. Sie sprach bewegt unvergeßliche Worte, Rührung überwältigte sie, indem sie sich an den weichen Hals der Katze hing, und zuletzt erhob sie, sich ermannend, noch eine Bitte.

„Wisse denn," sprach sie beschwörend, „mein geliebtes Kind, daß wir Mäuse eigentlich die beklagenswerte Beute deines Geschlechtes sind. Versprich mir, die Deinen über uns sachlich und warmherzig zu belehren. Versprich mir, nie eine Maus zu jagen und zu verspeisen —"

„Ach," klagte die Katze, „es getzt, daß den Katzen das Mäusefleisch süß und köstlich mundet, daß unser Blut prickelnd heiß ihren Gaumen berauscht und unsere Knöchlein vor duftendem Marke quellen."

„Was?" Und die Katze krümmte den Rücken, und in ihren Tatzen zuckten ungeahnte wilde, herrliche Gelüste. „Dein Fleisch ist süß und köstlich, und deine Knochen quellen vor Mark . . ." In ihren Augen flammte ein furchtbares Licht, Zähne entblößten sich mörderisch, und Krallen schlugen in den Leib der weisen Königin, während ringsum Angstkreischen losbrach. Aber Knöchlein knackten, Blut floß, und das süße Mark quoll köstlich im Maul der belehrten Katze . . .

Ein Mädchen.

Von Alexander Moissi.

Ich saß auf der vierten Galerie in der Hofoper der Kaiserstadt Wien: der Vierzig-Kreuzer-Platz war mir vom k. k. Claquechef gratis zur Verfügung gestellt worden. Mir knurrte der Magen bei Gounods „Faust", aber was tut das bei achtzehneinhalb Jahren?

Neben mir sitzt ein Mädchen. Mein allzu häufiger Seitenblick konnte trotz der Dunkelheit ein liebreizendes Gesicht und dunkelblonde Haare feststellen. Vor Beginn des zweiten Aktes sprechen wir schon miteinander. Eine liebe Stimme hat sie, das Glück ist da — endlich! Ich bin unaussprechlich entzückt von meiner Nachbarin, aber ich fürchte mich: hohlwangig, mehr als bescheiden in Kleidung, klein gewachsen, nicht hübsch — wie dürfte ich hoffen . . .?

Gartenakt: „Ich liebe dich so inniglich, bin ganz die deine . . ." Ich öffnete die Hand, strecke sie — wirklich unbewußt — ein klein wenig gegen sie, und sie, ohne mich anzusehen, legt ihre Hand stumm in die meine. Ich wage nicht, diese kleine, zitternde Hand zu drücken, ich halte sie sorgsam wie ein armes Vögelchen, — den ganzen Gartenakt lang.

Große Pause. Vergebens meine Bitte, ein wenig spazieren zu gehen. Sie dankt mit unbegreiflich ängstlichem Blick, bleibt sitzen. Ich weiche nicht von ihrer Seite, möchte sie so gern zu einem Ausflug überreden, morgen, übermorgen, recht bald.

„Wie schön wäre es doch —"

„Ich glaube nicht, daß Sie mit mir gehen werden . . ." antwortet sie unerforschlich. — Ich beteuere, ich schwöre, vergesse jedes Maß. — „Pst! Ruhe!" grollt es von allen Seiten.

Der Vorhang fällt über die letzte Szene. Ich erfülle meine Pflicht als Hofopernclaqueur und erhebe mich. Sie bleibt sitzen.

„Gehen Sie, ich gehe nicht mit Ihnen fort. Bestimmt nicht!" fleht das Mädchen. Ich reiße ihr die Garderobenmarke aus der Hand, hole ihre Ueberkleidung, stehe wartend mit ihrem Mantel da und starre auf die Türe. Endlich humpelt ein hinkendes Mädchen auf mich zu. Sie läßt sich in den Mantel helfen, sagt „Besten Dank" mit harter Stimme. Ich kann mein Entsetzen nicht verbergen und stammle doch etwas vom Wiedersehen . . .

Fast ein Menschenalter ist seit diesem Abend verflossen; all die Jahre habe ich dieses arme Wesen gesucht wie ein in die Finsternis Gebannter das Licht. Ich begegnete ihr niemals wieder.

Ich habe einen guten Teil unseres verbeulten Erdballs gesehen, viel Erlebtes habe ich treulos vergessen, manches aufbewahrt und behütet. Aber niemals werde ich sie vergessen, die arme Hinkende, die neben mir in der vierten Galerie saß und um keinen Preis aufstehen wollte, um ihr Gebrechen zu verbergen vor einem Blick, der sie streichelte.

Heute, nach vielen Jahren, sage ich ihr „Verzeihen Sie mir", und küsse schuldbeladen ihre Hände.

Strafmilderung als Strafverschärfung.

Die französischen Geschworenen haben in den letzten Jahren fast restlos versagt. Erst kürzlich bestätigte das Aufsehen und Unruhen erregende Urteil im Mordprozeß Barataud in Limoges diese Tatsache von neuem. Die falsch angewandte, an Sentimentalität grenzende Menschlichkeit der Geschworenen ist beinahe zu einer Gefahr für die Gesellschaft geworden, da die Verbrecher, besonders wenn im Verlaufe der Verhandlung irgendwie das Wort Liebe fällt, auf Zubilligung mildernder Umstände und noch öfter auf einen völlig unangebrachten Freispruch rechnen können. In letzter Zeit sind aus diesem Grunde einige wegen Doppelehe Angeklagte straffrei ausgegangen. Die Geschworenen fanden entweder in der übergroßen Liebe des Beschuldigten zum zweiten Gatten eine hinreichende Entschuldigung für die Tat, oder sie waren in weniger sentimentalen Fällen der Ansicht, daß die vom Gesetz vorgesehene Verschickung nach Cayenne eine zu harte Strafe für eine Doppelehe ist. So hatten die Bigamisten von vornherein alle Aussicht straffrei auszugehen, und die wachsende Zahl derartiger Prozesse war die unausbleibliche Folge. Dies soll nun in Zukunft anders werden, und zwar dank einer wesentlichen Milderung der gesetzlichen Strafe. Der französischen Kammer liegt augenblicklich ein Gesetzentwurf vor, dem zufolge Doppelehen nicht mehr mit Zwangsarbeit, sondern mit einer Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren bedroht werden. Der Zweck dieser Strafmilderung auf dem Papier ist aber eine wesentliche Strafverschärfung in der Praxis. Denn mit dem Augenblick, da das Gesetz in Kraft tritt, werden Bigamieprozesse nicht mehr vor den Geschworenen, sondern vor dem Großen Schöffengericht verhandelt, und die Berufsjuristen sind unbeeinflußt von Gefühlsduselei.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

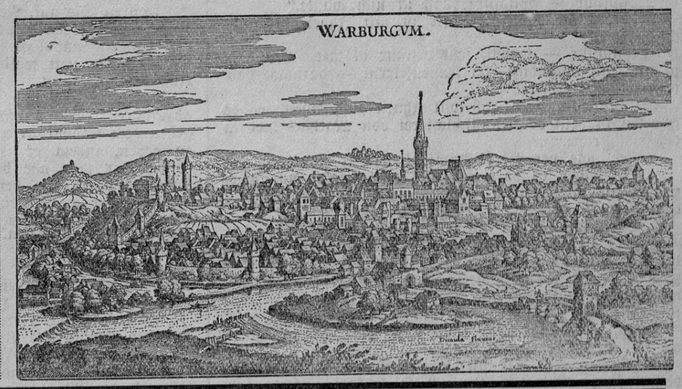
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 59 — 24. Juli 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

12. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

(Nachdruck verboten.)

Nun hob auch er die Hand mit ruhiger Abwehrbewegung: „Du mißverstehst mich, Hedwig. Ich habe diese Tat nicht getan. Ich bin jenen Abend nicht im Hause der Kunewka gewesen, habe sie nicht gesehen und nicht gesprochen, habe keinen Teil an ihrem Tode. Das kann ich dir schwören, Hedwig — du weißt wie lieb ich Elli habe — bei dem Leben unseres guten Kindes kann ich es dir schwören."

„Oh, ich danke dir, Bruno — dir und Gott! Es ist, als wäre mir ein schwerer Stein von der Brust genommen worden. Jetzt will ich vertrauen und hoffen."

„Freue dich nicht so sehr, hoffe noch nicht zuviel. Du hast mich gefragt, ob ich frei wäre von Schuld, und ich habe darauf mit „nein" geantwortet. Dieses Nein bleibt bestehen, aber fragen darfst du mich jetzt nicht mehr. Vielleicht kommt schon eher, als ich selber es hoffe, der Tag, an dem ich sprechen kann. Wenn er kommt, wird er Klarheit bringen — ob er auch Freude bringen wird, weiß ich nicht. Wir müssen warten — habe Geduld."

„Ich will sie haben. Und was auch kommen mag — du hast mir heute so Großes gesagt, hast mir damit eine solche Wohltat erwiesen — ich danke dir dafür von ganzem Herzen."

* * *

Vor dem Kriminalkommissar Brennert stand im Bureau der Polizeidirektion ein junger Bursche. Von der gegenüberliegenden Hauswand auf der anderen Seite der Straße kam das matte Winterlicht mit grauem Reflex durch das große Fenster des Raumes herein und ließ die Gesichter der darin befindlichen Personen blaß erscheinen. Sogar die gesunden, luftgeröteten Züge des stämmigen Polizisten, der nahe hinter dem Burschen stand.

Brennert besaß eine besondere Art, mit seinen Klienten aus dem weiten Reich der Entgleisten zu verhandeln. Er sprach scheinbar sehr gemütlich mit ihnen, manchmal über ganz gleichgültige Dinge, um dann plötzlich mit einer Frage dazwischenzufahren, die sie verwirrte und in Widersprüche verwickelte. Auch durch lange Pausen unsicher zu machen, war einer seiner Tricks. In der Verbrecherwelt hatte man ihn darum den „Fallensteller" getauft.

Im Augenblick war wieder die Taktik der großen Pause an der Reihe. Scheinbar in ein Aktenstück vertieft, das vor ihm auf dem braunen tintebespritzten Tische lag, las er mit Eifer, faßte das Kinn überlegend mit einer Hand, las wieder, machte sich Notizen auf einem gelblichweißen Zettel und hatte den vor ihm stehenden Burschen anscheinend ganz vergessen. Dem wurde sichtlich immer unbehaglicher zu Mute. Er trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern und rieb sich die Handflächen an seinem fadenscheinigen Rocke. Sein Gesicht sprach von Intelligenz, aber gleichzeitig von großer Verkommenheit. Es hätte hübsch sein können, wenn ein merkwürdiges Mißverständnis es nicht entstellt hätte; die Partie von der Nase bis zum Kinn war genau so lang wie die bis zum Ansatz des unordentlichen, krausen Haares. Der Kopf erschien lang auseinandergezerrt. In dem verhältnislosen Gesicht aber brannten ein Paar funkelnde, dunkelbraune Augen.

Plötzlich blickte der Kommissar empor, so rasch, daß der andere förmlich zusammenfuhr und sich auf eine ganz wichtige Frage vorbereitete. Statt dessen sagte Brennert sehr gemütlich:

„Neustätter, warum heißen Sie eigentlich der Schiller-Hans?"

„Det wissen der Herr Kriminal ooch schon?"

„Na natürlich."

„Na, so wer' ick jenannt."

„Aber warum?"

„Na, ick bin doch von jute Eltern. Sojar uff's Jymnasium bin ick jewesen — freilich man kurz. Aber da is doch so allerlei hängen jeblieben, un besonders die Liebe vor die Klassiker."

„Gratuliere."

„Un weil ick nu den Schiller so stückweise auswendig kann un manchmal ooch davon Jebrauch mache bei meine Freunde, da nennen se mir den Schiller-Hans. Wenn ick dem Herrn Kriminal vielleicht mit det Lied von die Flocke uffwarten dürfte" —

„Nein, danke, das ist mir zu ausgedehnt. Sagen Sie mir, lieber Neustätter, schämen Sie sich denn eigentlich gar nicht?"

„Warum denn, Herr Kriminal?"

„Weil Sie, ein Sohn aus gutem Haus, Ihr Leben so verbummeln und vergeuden. Warum arbeiten Sie nicht?"

„Oh, ick habe ooch schon jearbeitet."

„Aber nur stellenweise."

„Na, Herr Kriminal, wenn det Arbeiten so jut schmeckte wie's Schnapstrinken, denn wär' ick ooch nich so dajejen." Nun er sprechen durfte, waren ihm Frechheit und Laune zurückgekommen.

„Sagen Sie mal, Neustätter, woher kennen Sie den Schlosser Wildführ?"

Da war die Falle, die Frage aus dem Hinterhalt. Neustätter war auf alles Mögliche gefaßt gewesen, aber nicht hierauf.

Sein Gesicht wurde noch länger, als es schon war, und er stotterte mühsam:

„Wildführ — Wildführ, daß ick nich wüßte."

„Zieren Sie sich nicht. Er ist mit Ihnen bekannt, ich weiß es."

„Wildführ — jawoll, jetzt besinne ick mir. Den hab' ick uff sehr anständige Art kennenjelernt — dazumal hab' ick nämlich jearbeitet."

„Könnte stimmen. Ich will Ihnen auch sagen, wo es gewesen ist. In der Kunstschlosserei von Mathias hier in der Hochstraße."

„Nee, wie der Herr Kriminal jescheit sind!"

„Sie haben es dort natürlich auch wieder nur vierzehn Tage ausgehalten. Wildführ arbeitet aber noch in der Kunstschlosserei."

„Darüber kann ick nu nischt sagen."

„Das ist ja sehr merkwürdig, Neustätter. Worüber haben Sie sich denn mit ihm so lebhaft unterhalten vor zehn Tagen in der Gastwirtschaft zum „Goldenen Löwen", wo Sie mit Wildführ und Ihrem Freunde Höger — dem langen Höger — über eine Stunde beisammen saßen?"

„Na, nu schlag' aber eener lang hin! Det jrenzt ja an Jedankenübertragung."

„Möchten Sie mir vielleicht mitteilen, worüber Sie damals im „Goldenen Löwen" so lebhaft unterhandelt haben?"

„Ja, det is schon lange her. Ick sloobe, wir haben über Politik jeredet. Wildführ, der hat's nämlich mit die Politik. Er jeht ooch in Versammlungen und hält Reden."

„Ist richtig. Aber Sie haben es nicht mit der Politik — wie Sie sich ausdrücken. Sie haben Interesse für ganz andere Dinge."

„Ja, vor die Klassiker."

„Es wäre gut, wenn Sie sich darauf beschränkten. Aber mit Einbrüchen, Taschendiebstählen und ähnlichen Sachen haben sich die Klassiker meines Wissens nicht abgegeben."

„Der Herr Kriminal kennen woll die „Räuber" von Friedrich Schiller nich?"

Brennert mußte lächeln. Aber mitten aus dem Lächeln heraus tat er wieder eine seiner überraschenden Fragen:

„Und jetzt erzählen Sie mir einmal wahrheitsgemäß, wo Sie den Ring der Schauspielerin Kunewka gelassen haben."

„'n Ring? Von 'm Ring weeß ick nu aber ooch jar nischt."

„Besinnen Sie sich nur. Vielleicht stärkt es ihr Gedächtnis, wenn ich Ihnen andeute, daß die Polizei bereits über alles unterrichtet ist und Ihnen jemand gegenüberstellen könnte, der den Ring in Ihren Händen gesehen hat. Was würden Sie dazu sagen?"

„Ick würde sagen, Herr Kriminal: Es liebt die Welt, det Strahlende zu schwärzen un det Erhabene in'n Dreck zu ziehn."

„Werden Sie nicht frech, Neustätter."

„Nee, aber wahrhaftiger Jott, von 'm Ring weeß ick nu wirklich janz un jar nischt. Dadruff kann ick Ihnen mein Ehrenwort jeben."

„Das würde mir nicht allzu viel Eindruck machen. Aber wenn Sie die Aussage verweigern, müssen wir eben sehen, auf anderem Wege zum Ziele zu kommen. Leugnen Sie vielleicht auch, am Nachmittage des 19. Februar mit Ihrem Freunde Höger vor der Wohnungstür der Schauspielerin Kunewka gewesen zu sein?"

„Nee, Herr Kriminal. Warum sollte ick denn ooch so 'ne unschuldige Sache leugnen?"

„Unschuldig?"

„Na, natierlich. Det war die reene Kunstbejeisterung, weshalb wir den Besuch bei die arme Person jemacht haben."

„Nun hören Sie aber auf!"

„Nee, nee! Det war wirklich so. Wenn ick 'mal jrade Jeld habe, dann jeh' ick doch jerne noch 'mal ins Theater. Un so vor drei Wochen ungefähr, da hatt' ick ihr spielen sehen, die Amalia in die „Räuber". Jötterweib, Herr Kriminal. Um die is det ewig schade. Un da hab' ick denn zu meinem Freunde Höger jesagt: „Du, Höger, die müssen wir 'mal in die Nähe sehen. Wir machen uns 'n Ulk und jehen zu ihr un sagen, wir wären Arbeeter — wat wir ja stellenweise ooch sind — un hätten wat nachzusehen an die Wasserleitung." Na, gesagt, jetan. Un zu Jesichte haben wir ihr ja wirklich noch jekriegt, aber wenn wir jewußt hätten" —

„Hören Sie auf, Neustätter. Diese Rederei hat keinen Zweck. Ueberlegen Sie sich die Sache noch einmal. In der Untersuchungshaft haben Sie ja gute Muße dazu. Nach einiger Zeit wollen wir dann wieder einmal miteinander sprechen."

Brennert gab dem Polizisten einen Wink, Neustätter abzuführen, der sich nicht versagen konnte, beim Hinausgehen dem Kommissar noch eine kleine Lektion im Schiller zu geben, indem er ihm zurief: „Herr Kriminal, det is bei mir janz wie bei Mariechen Stuart — ooch ick kann sagen, ick bin besser als mein Ruf."

Brennert war allein. Sein Gesicht verfinsterte sich. Er schaute vor sich hin und blätterte in den Akten, doch ohne wirklich zu lesen. Trüb und grau lag das leere Zimmer um ihn her.

Nach einiger Zeit erst drückte er auf eine Klingel. Ein Polizist kam herein, und Brennert sagte:

„Lassen Sie den Höger jetzt eintreten."

Gleich darauf betrat ein ungewöhnlich langer und magerer Mensch das Büro, vom Polizisten gefolgt. Aber die lange Figur des Freundes vom Schiller-Hans war zusammengekrümmt und er preßte die rechte, flache Hand fest auf die Magengegend. Sein gelblich-bleiches, bartloses und noch nicht altes Gesicht, über dem aber doch eine blanke Glatze ohne Haarabgrenzung emporstieg, verzog sich in der Mundpartie häufig wie vor Schmerz.

Brennert achtete darauf vorläufig ebensowenig wie auf die heisere, klägliche Stimme, die auf seine Fragen über die Personalien leisen Bescheid gab. Als er aber dann eine seiner Kunstpausen eintreten ließ, fing Höger an zu jammern und sagte:

„Ach, wenn ick bitten dürfte, Herr Kriminal, lassen Sie mir nich so lange stehen. Mir is heute janz hundsfött'sch zumute. Meine Magenschmerzen, wo ick häufig dran leide, sind heute jradezu doll."

„Magenschmerzen? Ja, mein lieber Höger, die kommen vom Lebenswandel."

„Ach nee, nee, det ist immer man bloß die Uffrejung. Wenn ick mir uffreje, sind se da — wie beim Bäcker die Semmeln."

„Wenn Sie wirklich Schmerzen haben, dann wird es wohl am besten sein, Sie gehen bald wieder und legen sich aufs Bett."

„Ach ja, Herr Kriminal, darum möchte ick ooch jebeten haben."

„Das hängt ganz von Ihnen ab. Wenn Sie mir schnell und kurz antworten und alles aussagen, was Ihnen bekannt ist, werden wir in kurzer Zeit fertig sein. Uebrigens hat mir Ihr Freund Neustätter das Wichtigste bereits erzählt."

„So, — hat er? Ja, was hat er denn jesagt?"

„Das möchte ich eben aus Ihrem eigenen Munde noch einmal hören. Sie könnten ja sonst sagen, ich hätte Ihnen die Antworten in den Mund geschmiert. Das wollen wir doch nicht tun. Um was es sich handelt, wissen Sie bereits."

„Ja, so ungefähr, Herr Kriminal."

„Sie sollen zunächst Auskunft geben, weshalb Sie mit Ihrem Freunde Neustätter zusammen unter falschem Vorwande versucht haben, am Nachmittage des neunzehnten Februar in die Wohnung der Schauspielerin Kunewka einzudringen."

„Ach, Herr Kriminal, — wenn ick mir vielleicht setzen dürfte."

„Setzen Sie sich. Das tut ja der Wahrheitsliebe keinen Eintrag. Und auf die kommt es an. In Ihrem eigenen Interesse. Seien Sie kurz und wahrheitsgemäß."

„Jawoll, Herr Kriminal, — wahrheitsgemäß, det is ooch mein Jrundsatz. Besonders bei so'ne harmlose Jeschichte, wo doch jar nischt bei 'rauskommen kann. Denn vor 'ne bloße Absicht jibt es doch keene Strafe nich."

„Nein, Sie können ungeniert reden."

„Also wir hatten ihr doch jesehen" —

„Die Schauspielerin?"

(Fortsetzung folgt)

Ein berühmter „Othello".

Skizze von Armand Guerra. Berechtigte Uebertragung von Helene Caspari.

Die Wintersaison in Valencia war ganz gut verlaufen, bis zum Februar. Wir hatten Stücke jeden Genres gespielt: Alte und moderne Dramen, spanische und ausländische Tragödien, sentimentale Komödien, Lustspiele, Schwänke. Kurz, wir hatten wie die Neger gearbeitet. Mit einem noch bedeutend erweiterten Repertoire bereiteten wir uns zu einer Gastspielreise in die größeren Städte und Dörfer der Provinz vor, die während der Fastenzeit vor sich gehen sollte. Wir schickten unseren Vertreter vierzehn Tage voraus, um die Kontrakte mit den Theatern abzuschließen, und Anfang März ging die Reise los.

Ich verzichte darauf, im einzelnen alles zu schildern, was sich auf dieser unvergeßlichen Fahrt ereignete. Sicher ist, daß der pekuniäre Erfolg nicht im entferntesten an den künstlerischen heranreichte. Jedesmal, wenn wir in eine andere Gegend kamen, klagten die „maßgebenden Persönlichkeiten" über schlechte Zeiten: „Sie kommen in einem sehr unglücklichen Augenblick, und das ist wirklich bedauerlich für eine so hervorragende Truppe wie die Ihrige. Der ewige Regen hat sehr viel Schaden auf dem Lande angerichtet, die Geschäfte gehen daher schlecht, und die Leute haben kein Geld, um ins Theater zu gehen... Dieser verfluchte Regen!"

Und in der Tat — die unschuldigen Theaterkassen mußten für die paar Tage hydraulischer Launen des Himmels büßen. Da wir auf Teilung spielten, reichte denn auch unsere Gage häufig nur zu einem Paket Zahnstocher. Diese Lage veranlaßte ein Witzwort eines Kollegen, dessen Pensionswirtin eindringlich die Bezahlung seiner Rechnung verlangte: „Aber seien Sie doch nicht so materiell und profaisch, liebe Frau, tun Sie etwas für Ihre Bildung und kommen Sie alle Abende ins Theater, für Sie ist immer ein Platz reserviert! Ich zediere Ihnen 95 Prozent meines Beifalls — das ist alles, was ich in dieser Stadt einheimse."

Natürlich blieben wir nur immer wenige Tage an einem Ort und zogen, aufgemuntert durch optimistische Berichte unseres Vertreters, mit neuen Hoffnungen in ein anderes Städtchen.

„Ja, meine lieben Freunde", klagte hier der Besitzer des Theaters, „Sie kommen zu sehr schlechter Zeit. Seit zwei Monaten ist kein Tropfen Regen gefallen, die Ernte ist vollkommen vertrocknet, kein Geld unter den Leuten, die Stadt ist einfach pleite... Diese verfluchte Trockenheit!"

So zogen wir von Ort zu Ort, die Einnahmen deckten im besten Fall die Kosten. Endlich kamen wir in eine reizende kleine Stadt, die neben drei Kinos zwei besonders hübsche Theater besaß: das „Principal" und den „Circo". Im letzteren gastierte eine Operettentruppe, die ganz gute Geschäfte machte. Wir debütierten im „Principal" mit einem modernen Drama und — unerwartetes Glück! — der Saal war fast ausverkauft, wir ernteten Beifall und eine volle Kasse. So ging es mehrere Tage hintereinander, wir waren glücklich. Konnten wir doch regelmäßig unsere Pension bezahlen und uns noch kleine „Extras" gönnen. Endlich waren wir also in gutes Fahrwasser geraten. Natürlich wurde unser Erfolg verderblich für die Operettentruppe. Aber ihr Direktor war ein schlauer Kerl. Er setzte eine moderne, sehr beliebte Operette auf den Spielplan und lud den Komponisten, der sich in der Nähe der Stadt auf einem Landsitz aufhielt, ein, jeden Abend persönlich auf der Bühne zu erscheinen. Der Komponist fühlte sich geschmeichelt und nahm an. Von nun an prangten, quer über das Plakat der Gesellschaft geklebt, in roten Buchstaben die Worte: „Der Komponist wird persönlich der Vorstellung beiwohnen."

Das war der Anfang neuen Niederganges für uns. Alle Welt lief in die Operette, und wir hatten wieder leere Häuser. Noch dazu war zu befürchten, daß dieser Zustand ziemlich lange dauern würde, denn die Konkurrenz bereitete sich vor, hintereinander die zahlreichen Werke des berühmten — persönlich anwesenden — Komponisten aufzuführen.

Unser Impresario machte den vergeblichen Versuch, den Autor eines Lustspiels, das gerade sehr in Mode war, ebenfalls zu bewegen, den Aufführungen beizuwohnen. Der schützte schlechte Nerven vor und kam nicht. Der Impresario aber, ein ebenso ungebildeter wie schlauer und skrupelloser Mensch, schlug uns vor, statt des Autors einen Doppelgänger, den er an Hand hatte, auftreten zu lassen. Der sähe, so sagte er uns, dem Autor so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem anderen und wäre für zehn Pesetas den Abend zu haben. Am Tage sollte er sich in einem Häuschen in der Nähe der Stadt, das ihm gehörte, verborgen halten, und abends würde er als Autor das Publikum begeistern.

Uns kam die Sache nicht ganz geheuer vor, aber wir widersprachen vergebens. Schon am nächsten Tage prangte ein „Ueberkleber" auf unseren Plakaten, in dem das Publikum von dem persönlichen Erscheinen des Autors gebührend in Kenntnis gesetzt wurde.

Der Schlag gelang über Erwarten. Das Publikum, das den Operettenkomponisten nunmehr zur Genüge betrachtet hatte, freute sich auf die Abwechslung und strömte in unseren Saal, allwo der hochbeglückte Zehn-Peseten-Autor allabendlich von wahren Beifallsorkanen überschüttet wurde.

Nachdem dieser nicht ganz reinliche Trick einige Abende geglückt war, sah ich eines Tages nach Tisch in der Zeitung eine fettgedruckte Notiz, die mein Herz vor Schreck einen Moment aussetzen ließ. Sie lautete: „Todessturz eines Schriftstellers. — Der berühmte Schriftsteller N. N., Verfasser vieler erfolgreicher Theaterstücke, ist heute früh mit seinem Auto verunglückt. Infolge Versagens der Steuerung fuhr das Auto gegen einen Baum. N. N. wurde herausgeschleudert und war sofort tot."

In meiner Aufregung lief ich sofort zum Impresario, zeigte ihm die Notiz und schrie ihn an: „Was machen wir? Wie bringen wir jetzt schnell den Doppelgänger um die Ecke?" Der Impresario suchte sofort den Pseudo-Autor auf und expedierte ihn mit dem nächsten Zug 100 Kilometer weiter. Abends war am Theater über die Plakate ein Papierstreifen geklebt, dessen Inhalt in spanischen Theaterkreisen berühmt geworden ist: „Infolge gewaltsamen Todes bei einem Autounglück wird der Autor heute abend nicht im Theater erscheinen." Der gebildete Teil des Publikums lächelte über diese redaktionelle Entgleisung, aber der Saal füllte sich bis auf den letzten Platz. Wir erschienen — auf ausdrückliche Anordnung des Impresarios — in Trauerkleidung auf der Bühne, und ich mußte eine rührende Rede zum Gedächtnis des Schriftstellers halten. Sein tragischer Tod verschaffte uns noch eine Reihe Erfolge mit einigen seiner besten Stücke.

Auf vielfach geäußerten Wunsch entschloß sich unser Impresario, ein in dieser Stadt seit langer Zeit nicht aufgeführtes Stück zu geben: „Othello, der Mohr von Venedig". Die Erwartungen der Theaterliebhaber wurden durch verheißungsvolle Ankündigungen noch besonders gesteigert. Und in der Tat — Besetzung und Ausstattung waren ausgezeichnet. Es herrschte Premierenstimmung...

Aber als am Abend die Darsteller sich auf den Weg zum Theater begaben, harrte ihrer eine unangenehme Ueberraschung: Wir wurden von einer drohenden, schreienden Menge bestürmt, die uns mit aufmunternden Ausdrücken wie: „Diebe, Betrüger, ins Gefängnis mit Euch!", empfing. Wir standen vor einem Rätsel. Wir liefen, was wir nur konnten, um Schläge und Schlimmeres zu vermeiden, auf das Theater zu. Hier angekommen, begriffen wir allerdings den krassen Umschwung in der Stimmung des Publikums: In riesigen Buchstaben war auf den Plakaten zu lesen: „Othello, der Mohr von Venedig", unter persönlicher Anwesenheit seines berühmten Verfassers, William Shakespeare, der heute in unserer Stadt eingetroffen ist.

Dies war die letzte Tat unseres „geschäftstüchtigen" Impresarios.

Heimlich, wie Verbrecher, verließen wir nachts die Stadt.

Katze und Maus.

Skizze von Kurt Münzer.

In dem nie betretenen Keller eines großen, schönen Hauses lebte ungestört, in Wohlstand und Freude ein großes Mäusevolk. Es vermehrte sich zusehends und gedieh üppig, denn in den Wohnungen der reichen Leute über ihm gab es schwelgerisch gefüllte Kammern und Schränke. Und so viel an Wurst und Speck, Mehl und Hülsenfrüchten, Zucker und Rauchfleisch hing und lag und stand da, daß es immer unbemerkt blieb, wenn ein Trupp lüsterner Mäuse da eindrang und Beute machte. Kein Mensch vermutete in dem abgelegenen Kellerloch das plünderische Geschlecht der kleinen Feinde, die also in fettem Frieden leben konnten. Auch beherbergten weder das Haus noch die Nachbarschaft eine Katze, so daß der